

Die Heimarbeiterin

Organ des Gewerksvereins der Heimarbeiterinnen

Das Blatt erscheint monatlich
Mitglieder erhalten es kostenlos
Abonnementschluss am 15. jeden
Monats

Herausgegeben vom Hauptvorstande
Hauptgeschäftsstelle: Berlin W 30, Nollendorfsstraße 15

Verkaufspreis 10 Pfennig
Erscheinensnummer: wöchentlich von 3-1 und 1-4 Uge, am Sonntage von 1-2 Uge

Zu beziehen nur durch die
Hauptgeschäftsstelle

Preis monatlich 20 Pfennig

Nummer 12

Berlin, Dezember 1926

26. Jahrgang

Diesu, schöne Weihnachtssonne,
Bestrahle mich mit Deiner Gunst!
Dein Licht sei meine Weihnachtswonne
Und lehre mich die Weihnachtskunst,
Wie ich im Lichte wandeln soll,
Und sei des Weihnachtsglanzes voll.

E. F. Rahtensdörfer.

Weihnachtskunst.

Wenn diese „Heimarbeiterin“ in die Hände ihrer Leser kommt, dann sind wir mitten in der Adventszeit. Die Zeit des Freuens hat angefangen. Wir wissen alle noch von unserer Schulzeit her, daß Advent Zukunft bedeutet, und daß die gesamte Christenheit sich in den Wochen vor Weihnacht auf die Zukunft, auf das Kommen des Christkinds, des Heilands der Welt, freut. Adventszeit soll uns vorbereiten auf das köstlich große Geheimnis der heiligen Nacht. Adventszeit soll uns bereitmachen, das Herz aufzutun zum Freuen über die unbeschreibliche Barmherzigkeit Gottes, der in die sündhafte, dunkle Welt den Erretter sandte und zwar „als ein Kindlein klein“, in Niedrigkeit und Armut. Ob wir nun wohl die Adventszeit so auf uns wirken lassen? Ob wir sie so erleben? Oder ob nicht vielmehr geseufzt und gesorgt wird über alles, was freilich des Sorgens wert ist? In der einen Familie ist der Mann und Vater arbeitslos, in der anderen die jungen Söhne. Dort streckt eine Heimarbeiterin vergeblich die Hände nach Arbeit aus, und da sitzt eine andere und stichelt und stichelt und weiß nicht, wie sie fertig werden soll, weil ihr die Firma einen übergroßen Pakt „eilige Arbeit“ mitgegeben hat. Sie alle seufzen und noch so mancher andere auch, der aus seiner Stellung entlassen, abgebaut ist, trotzdem er genau weiß, daß er seinen Posten noch ausfüllen konnte. Es ist dunkle Zeit im Vaterlande.

Und dennoch, dennoch muß es möglich sein, sich zu freuen! Haben wir nicht, wie kaum je in unserem Leben, wochenlang klares, helles Wetter im sonst so trüben November gehabt? War es nicht fast noch sommerwarm draußen, so daß das Freieren, das oft genug schon im Oktober einsetzte, uns noch ganz vorschont hat? Es ist gut, wenn man gar nicht oder doch nur wenig zu heizen braucht in Zeiten der Arbeitslosigkeit. Es ist schon etwas leichter, dann durchzukommen, es ist schon eher möglich, sich zu freuen. Man kann auch das kleinste Stübchen mit Adventsfeiern füllen. Ein Tannen- oder ein Eiferzweig in einen Topf gestellt, einen Adventstern für wenige Pfennige daran gehängt, am ersten Abend das erste kleine Licht in einen rotbäckigen Apfel gesteckt und angezündet und dazu ein Adventslied gesungen — wer kann noch zweifeln, daß in einem solchen Stübchen Adventsfreude zu Hause ist? Und am zweiten Abend kommt das zweite Dichtchen hinzu, am dritten das dritte, und wenn am vierten Adventsabend vier Dichtlein brennen, dann sind die Herzen davor schon selber ganz licht und warm und wissen: Am nächsten Sonnabend haben wir das Christfest, und Freitag ist schon „heiliger Abend“.

Was bedeutet denn das Christfest in unserm Leben? Wir wollen heute uns nicht das Herz damit schwer machen, daß es besonders in den großen Städten viel Spott und Vötern über die altmodischen Neuschon gibt, die noch das Weihnachtsfest feiern. Wir wollen dankbar sein, daß in unseren Reihen sich alles auf „die schönste, die liebste Zeit“, wie wir als Kinder sangen, freut.

Wir wollen jeder an seinem Teil versuchen, dazu beizutragen, daß das Christfest für möglichst viele Menschen zu einem Fest der Freude wird, an dem sie wieder lernen, Vertrauen zueinander zu haben und in diesem großen inneren Reichtum wieder fähig werden, sich zu freuen. Es ist nicht gleich so weit, daß das Herz ungeht zum Freuen über die höchste Gabe des Weihnachtsfestes. Es geht mit den großen, innerlich arm gewordenen Menschen wie mit den Kindern. Die lernen auch erst über die Liebe von Vater und Mutter, die sie am Weihnachtsabend unter dem Lichterbaum so warm spüren, das große Geheimnis ahnen, das sich jedem einzeln, dem einen früher, dem andern später, offenbaren muß. So müssen wir mit denen, die innerlich arm geworden sind, liebevoll umgehen, wie mit unsern Kindern, müssen milde sein und sie Liebe spüren lassen am Abend der Freude. Dann werden sie irre werden an ihrem Wege der Verneinung, dann werden auch sie zurückfinden ins Vaterhaus.

Ueber diesen Zeilen steht die Ueberschrift: „Weihnachtskunst“, und die Strophe zu Häupten des Artikels sagt bitten: „Lehre mich die Weihnachtskunst, wie ich im Lichte wandeln soll und sei des Weihnachtsglanzes voll.“ Das müssen wir alle ersehnen, wenn wir anderen das Freuen unterm Weihnachtsbaum bescheren wollen. Viele denken jetzt: „Ich bin doch so arm und kann eigentlich nur des Lebens Notdurft verdienen. Wie soll ich es zu Wege bringen, andern Freude zu machen?“ Da laßt uns einmal zunächst an unsere Kinder denken, und wie wir ihnen Freude bereiten können. Haben wir die Adventswoche schon so mit Tannengrün und Lichterschein in ihre Herzen hineingebracht, so ist die Sehnsucht nach dem Weihnachtsbaum in ihnen von Woche zu Woche lebendiger geworden, und das kleinste Bäumchen kann ebenso, vielleicht noch inniger, geliebt werden wie ein großer fremder Baum. Wir haben als Kinder mit unserem Vater zusammen — unsere liebe Mutter war ganz früh gestorben — abends um den Tisch gesessen und Ketten für den Weihnachtsbaum geknüpft und Körbchen und Beutel für Nüsse und Äpfel, Gold- und Silberpapier spielte die Hauptrolle dabei und glitzerte so schön. Das ist vielleicht zu altmodisch jetzt, aber für Kinder ist es prachtvoll, so das Schmücken des Baumes mit vorzubereiten, und für unsern Vater war es die größte Freude, seine Trabanten so um sich zu haben. Ob das nicht auch in den Städten so manch einem Vater heute noch glücklich machen und zu Hause halten könnte? Und ob nicht manch ein innerlich Verarmter gern dabei mitläufe und dabei ganz warm im Herzen und glücklich werden würde?

Aber die schwere Frage des Schenkens! Ja, machen wir uns die Frage nicht unnütz schwer? Liegt es nicht daran, daß wir immer denken, wir müßten dies oder wir müßten das schenken, was mehr Geld kostet, als wir im Beutel haben? Sollen wir nicht lieber uns nach unserm Gelde richten und dann mit Staunen sehen, was man auch mit wenig Geld ausrichten kann. Worauf es ankommt, ist, daß Eltern ihre Kinder zur Freude und Dankbarkeit auch über das Geringste erziehen. Die Frau eines berühmten Berliner Arztes hat es durch die sonntige Art, mit der sie ihren Kindern auch die bescheidenste Gabe als eine Herrlichkeit erscheinen ließ, fertiggebracht, daß diese Kinder sich geradezu unbeschreiblich freuen können. Und die Schreiberin dieser Zeilen hat in jungen Jahren, als ihre Einnahmen noch sehr, sehr bescheiden waren, zum Teil sogar Geschenke für zehn Pfennige gemacht und damit tatsächlich große Freude bereitet. Wie war das möglich? Das ganze Vierteljahr vor Weihnachten galt der Vorbereitung, der Auswahl. Da fanden sich dann diese Säckelchen zusammen, die ganz für den einzelnen über-

legt waren und deshalb eben Freude machten. Darauf kommt es an: mit Liebe muß es erbaute, mit Liebe gemacht sein, dann bleibt das Freuen nicht aus. Eine unserer Klagen hießt eben — es geht auf Witternacht — im Nebenzimmer ein Mädchen für eine kleine Puppe. Sie ist ganz stolz auf ihr Werk, und die kleine Grobknaute wird unter dem Christbaum strahlen. Am Weihnachtsabend dürfen nicht nur die Lichter leuchten, da müssen auch die Augen strahlen. Wollte Gott, daß für jedes Herz und jedes Haus in Deutschland die Weihnachts-sonne aufginge!

Aber noch etwas vom Schenken. Im Reichstag wird in diesen Tagen endlich der Gelehrtenwurf zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften behandelt. Da liegen auf dem Tisch des Hauses bunte Peste und Blätter, deren Verkauf schon zum Teil auf den Schmutz im Innern schließen läßt. Jetzt sind sie noch in vielen Läden zu kaufen und — sind billig. Da muß man, wenn man seine Kinder lieb hat, trotz des billigen Preises vorübergehen, denn diese Sachen sind so ungefähre Seelengift. Wie kommt es denn, daß unsere Jugendlichen so oft jetzt zu Verbrechern werden? Niemand wird glauben, daß ihre Eltern sie dazu erzogen haben, aber bei jedem Verbrecher eines Jugendlichen pflegt der Untersuchungsrichter sich nach dem Lesen von Schundliteratur zu erkundigen, und fast immer wird diese Frage bejaht. Gott gebe, daß dieses Schmutzgesetz für die Jugendlichen unter 18 Jahren Annahme findet! Es wäre ein herrliches Weihnachtsgeschenk für unser ganzes Volk. Alle Eltern und Verwandten aber seien gebeten: „Kauft keinen Schund! Bringt nichts Unsauberes in eure Häuser! Schützt euren Nachwuchs vor dem Schlechtwerden!“ Wo Weihnachtstisch hinleuchten soll, da darf kein Schmutz sich finden. Wir sollen ja lernen, im Rechte zu wandeln, denn nur so werden wir Träger des Lichts und können Boten der göttlichen Gnade werden. Es ist so oft schon gesagt, daß die Auferstehung Deutschlands erst kommen kann, wenn das deutsche Volk wieder ehrlich und rein, selbstlos und tapfer sein wird. Auch tapfer in dem Sinne, daß es zum Kampf gegen allen Schmutz, gegen alles Häßliche und Böse bereit ist. O Weihnachts-sonne, scheine in unser aller Herzen, mach unsere Seelen rein und hell, mach uns fähig, einander zu lieben mit der Liebe, die jetzt ihren Abglanz in unser aller Leben leuchten läßt! Lehre uns immer mehr die Kunst, in deinem Rechte zu wandeln, damit es auch durch uns Lichter werde auf Erden.

Du unsere Weihnachts-sonne Jesus Christ, öffne unsere Herzen deinem ewigen Schein, und laß uns alle, alle deine Kinder werden!

Abbau der Wohnungszwangswirtschaft.

Nach einer Verordnung des preussischen Wohlfahrtsministers sollen ab 1. Dezember 1926 die teueren Wohnungen nicht mehr den Vorschriften des Wohnungsmangelgesetzes unterliegen. Als teuer bezeichnet sind Wohnungen, deren Jahresmiete 3000 M. und mehr in Berlin, 2400 M. und mehr in den übrigen Orten der Sonderklassen, 1800 M., 1900 M., 800 M. und 500 M. und mehr in den Ortsklassen a, b, c und d beträgt. Das hat zur Folge, daß für den Fall des Freiwerdens einer solchen Wohnung weder eine Beschlagsnahme noch eine Zuweisung von Wohnungsuchenden seitens der Wohnungsämter stattfinden kann. Von dem erwähnten Termin ab kann jeder Hausbesitzer seine großen Wohnungen jedem beliebigen Bewerber freihändig vermieten. In Kraft bleiben nur die Vorschriften des Reichsmietengesetzes, d. h. die Parteien haben jederzeit das Recht, zu erklären, daß zwischen ihnen die gesetzliche Miete gelten soll. Ferner bleiben in vollem Umfange die Mieter-schutzbestimmungen bestehen, die ein freies Kündigungsrecht des Vermieters sowohl dem derzeitigen wie dem künftigen Mieter teurer Wohnungen gegenüber ausschließen. In jedem Fall muß die Aufhebungsfrage eingereicht werden. Für gewerbliche und geschäftliche Räume ist der Wohlfahrtsminister noch weiter gegangen. Zunächst wird auch für diese Räume die Beschlagsnahmemöglichkeit aufgehoben. Es treten aber auch für diese Räume das Mieter-schutzgesetz und das Reichsmietengesetz außer Kraft. Damit fallen die Beschränkungen fort, die dem Vermieter bisher insbesondere hinsichtlich der Kündigung der Mieter und der Höhe der Miete auferlegt waren. Allerdings dürfen Kündigungen und Mietzinserhöhungen erst zum 1. April n. J. vorgenommen werden. Von diesem Zeitpunkt ab gilt für die Parteien, wie vor Einführung der Zwangswirtschaft, lediglich die Vertragsfreiheit. Diese Bestimmungen gelten allerdings nicht für diejenigen Geschäfts- usw. -räume, die Teile einer Wohnung bilden oder wegen ihres wirtschaftlichen Zusammenhangs mit Wohnräumen zugleich mit letzteren vermietet sind. Zum Schluß weist der Minister darauf hin,

daß die Bestimmungen unter ausdrücklichem Vorbehalt jederzeitigen Widerrufs gegeben sind. Sie würden nur von Dauer sein können, sofern kein Mißbrauch der Vertragsfreiheit durch diejenigen Kreise eintritt, die sich für die Wiederherstellung dieser Vertragsfreiheit am nachhaltigsten eingesetzt haben. Ob diese Mahnung etwas fruchtet, bleibt abzuwarten. Allzu viel darf man sich davon nicht versprechen. Ist erst einmal Wohnungsmangelgesetz, Mieter-schutzgesetz und Reichsmietengesetz für die gewerblichen Räume aufgehoben, dann werden zweifellos viele Mieter am 1. April die Kündigung zugestiftet erhalten, und an ebenso viele wird man herantreten und sie zwingen, die Miete zu erhöhen. Das scheinen auch die Mieter selbst zu wissen. Sie haben noch am 2. November in einer Versammlung auf die katastrophalen Folgen hingewiesen, die die Aufhebung dieser Schutzbestimmungen für Arbeits- und Geschäftsräummieter haben muß. Ob dann die erhöhte Miete nicht auch wieder abgewälzt wird auf die Preise, wird die zukünftige Entwicklung lehren. Gewiß, die Wohnungszwangswirtschaft kann nicht ewig bestehen; sie muß langsam abgebaut werden. Es scheint uns aber, daß man hier bereits den Schritt zu groß genommen hat. **Stadtrat z. D. Jos. Treffert.**

Soziale Rundschau.

Neue Höchstätze in der Erwerbslosenfürsorge. Auf dem Wege der Verordnung hat die Reichsregierung die Höchstätze in der Erwerbslosenfürsorge um 10 bzw. 15 Prozent erhöht. Die neuen Sätze für die Erwerbslosen entsprechend der genannten Erhöhung sind in einer Anordnung des Reichsarbeitsministers vom 9. November 1926 festgelegt. Im einzelnen hat diese Anordnung folgenden Wortlaut:

Auf Grund des § 10 Abs 1 in der Verordnung über Erwerbslosenfürsorge vom 16. Februar 1924 (Reichsgesetzbl. I S. 127) wird nach Benehmen mit dem Verwaltungsrat des Reichsamts für Arbeitsvermittlung angeordnet:

1. Die Höchstätze der Erwerbslosenunterstützung betragen vom 8. November 1926 bis zum 31. März 1927 wochentäglich:

im Wirtschaftsgebiet I (Osten)

in den Orten der Ortsklassen:
A B C D und E
Reichspfeimig

1. für Personen über 21 Jahre				
a) alleinstehende	175	163	152	128
b) nicht alleinstehende während der ersten acht Unterstühtungswochen	152	142	132	122
c) nicht alleinstehende vom Beginn der neunten Unterstühtungswoche an	167	156	145	122
2. für Personen unter 21 Jahren				
a) alleinstehende	115	107	99	78
b) nicht alleinstehende während der ersten acht Unterstühtungswochen	91	86	80	75
c) nicht alleinstehende vom Beginn der neunten Unterstühtungswoche an	100	94	87	75
3. als Familienzuschläge für				
a) den Ehegatten	48	45	42	39
b) die Kinder und sonstige unterstühtungsberechtigte Angehörige	33	31	30	27

im Wirtschaftsgebiet II (Mitte)

in den Orten der Ortsklassen:
A B C D und E
Reichspfeimig

1. für Personen über 21 Jahre				
a) alleinstehende	205	191	177	152
b) nicht alleinstehende während der ersten acht Unterstühtungswochen	172	167	156	145
c) nicht alleinstehende vom Beginn der neunten Unterstühtungswoche an	196	183	169	145
2. für Personen unter 21 Jahren				
a) alleinstehende	156	147	137	92
b) nicht alleinstehende während der ersten acht Unterstühtungswochen	108	101	95	88

in den Orten der
Ortsklassen:
A B C D und E
Reichspfennig

c) nicht alleinstehende vom Beginn der neunten Unterstützungswochen an	119	111	103	88
3. als Familienzuschläge für				
a) den Ehegatten	55	52	49	46
b) die Kinder und sonstige unterstützungsberechtigte Angehörige	39	37	35	33

im Wirtschaftsgebiet III (Westen)

in den Orten der
Ortsklassen:
A B C D und E
Reichspfennig

1. für Personen über 21 Jahre				
a) alleinstehende	220	205	190	162
b) nicht alleinstehende während der ersten acht Unterstützungswochen	191	179	167	155
c) nicht alleinstehende vom Beginn der neunten Unterstützungswochen an	210	196	182	155
2. für Personen unter 21 Jahren				
a) alleinstehende	145	136	127	97
b) nicht alleinstehende während der ersten acht Unterstützungswochen	116	108	100	92
c) nicht alleinstehende vom Beginn der neunten Unterstützungswochen an	128	119	110	92
3. als Familienzuschläge für				
a) den Ehegatten	60	56	52	48
b) die Kinder und sonstige unterstützungsberechtigte Angehörige	42	40	38	36

II. Einschließlich der Familienzuschläge darf die Unterstützung die ein Erwerbloser erhält, in keinem Falle folgende Beträge (Spitzenhöhe) übersteigen:

1. während der ersten acht Unterstützungswochen

in den Orten der
Ortsklassen:
A B C D und E
Reichspfennig

a) im Wirtschaftsgebiet I (Osten)	332	311	290	269
b) im Wirtschaftsgebiet II (Mitte)	389	367	345	323
c) im Wirtschaftsgebiet III (Westen)	419	395	371	347

2. vom Beginn der neunten Unterstützungswochen ab

in den Orten der
Ortsklassen:
A B C D und E
Reichspfennig

a) im Wirtschaftsgebiet I (Osten)	347	325	303	269
b) im Wirtschaftsgebiet II (Mitte)	407	383	358	323
c) im Wirtschaftsgebiet III (Westen)	438	412	386	347

III. Die Grenzen der drei Wirtschaftsgebiete fallen mit denen der drei Wohngebiete zusammen, die in den Erlassen des Reichsministers der Finanzen vom 27. November 1923 - I B 34 015 - (Reichsbefoldungsbl. S. 402), vom 30. Juni 1924 - I B 10 166/9 842 - (Reichsbefoldungsbl. S. 198), vom 11. Juli 1924 - I B 15 088 - (Reichsbefoldungsbl. S. 214), und vom 14. Januar 1925 - I B 22 - (Reichsbefoldungsbl. S. 7) zugrunde gelegt sind.

IV. Im Sinne der Nr. I dieser Anordnung sind „alleinstehende“ Erwerblose: solche, die weder Familienzuschläge beziehen, noch dem Haushalte eines anderen angehören, „nicht alleinstehende“ Erwerblose: alle übrigen.

V. Soweit die Gesamtunterstützung den durchschnittlichen Arbeitsverdienst vergleichbarer Arbeitnehmergruppen erreichen würde, dürfen die Familienzuschläge die Unterstützung, die der Erwerblose für seine Person erhält (Hauptunterstützung), nicht übersteigen.

VI. Die selbständigen Unterstützungen, die mehrere in einem gemeinschaftlichen Haushalt lebende Familienmitglieder erhalten, dürfen insgesamt das Zweifelhafte der Unterstützung nicht übersteigen, die dem höchstunterstützten Mitglied der Familie für seine Person zusteht. Der Vorstand der Familie gilt im Sinne dieser Bestimmung als ihr Mitglied.

VII. Sind Pfennigbeträge auszusahlen, die nicht durch 5 teilbar sind, so können sie auf den nächsthöheren, durch 5 teilbaren Betrag aufgerundet werden.

VIII. Mit dem Inkrafttreten dieser Anordnung treten die Anordnungen über die Höchstätze in der Erwerblosenfürsorge vom 30. Januar 1925 (Reichsarbeitsbl. S. 53), die Anordnung über die vorübergehende Erhöhung der Höchstätze in der Erwerblosenfürsorge vom 17. Dezember 1925 (Reichsarbeitsbl. S. 562) und die zweite Anordnung über die vorübergehende Erhöhung der Höchstätze in der Erwerblosenfürsorge vom 27. Februar 1926 (Reichsarbeitsbl. S. 62) außer Kraft.

Berlin, den 9. November 1926.

Der Reichsarbeitsminister: Dr. Braun.

Tuberkulosesterblichkeit in Industrie- und Agrarstaaten.
Der Berliner Stadtschularzt Dr. Georg Wolff hat vor einigen Wochen in der „Sozialen Praxis“ einen Bericht zu diesem Thema gegeben, der uns wegen der für Laien sehr überraschenden Ergebnisse interessiert. Zweifellos muß sehr vorsichtig zu Werke gehen, wer die Statistik verschiedener Länder miteinander vergleicht. Leicht kann die Zählmethode bei verschiedenen Behörden eines Landes verschieden sein und mehr noch in verschiedenen Ländern, nicht überall ist die Statistik lückenlos, nicht jede Statistik ist in gleichem Maße zuverlässig usw. Der berichtende Arzt erklärt selbst, daß wegen der verschiedenen ärztlichen Versorgung der Bevölkerung und der sehr verschiedenen Handhabung der Leichenschaue in den einzelnen Ländern, die statistisch erfaßte Zahl der Tuberkulose-Todesfälle mehr oder weniger unter ihrer wirklichen Größe bleibt. Es kann sich für uns nicht darum handeln, dem Bericht in seinen Einzelheiten zu folgen; was uns interessiert, ist das Gesamtergebnis, und dieses wird in seiner großen Übereinstimmung klar aufgezeigt, daß Abweichungen in der Zählmethode dafür keine Rolle spielen. Das Erstaunliche ist die viel geringere Sterblichkeit in den Industriestaaten und der Rückgang in den beiden letzten Jahrzehnten. Die Länder Europas, welche am stärksten industrialisiert sind, hatten die geringste Tuberkulosesterblichkeit; nämlich England und Belgien! Im Durchschnitt 1906-1910 hatten sie eine Sterblichkeit von 16 bzw. 18 auf zehntausend Einwohner, dagegen betrug die Sterblichkeit in Oesterreich über 30, in Ungarn über 37, und in dem dünn besiedelten Ackerbaustaat Finnland war die Lungentuberkulose die Todesursache für weit mehr als doppelt soviel Menschen als in Belgien. Deutschland steht etwas höher als England. Bei uns ist die Sterblichkeit am geringsten im Industriestaat Sachsen, am größten in Bayern. Es scheint, daß Unterschiede des Klimas, die wir uns als so wesentlich vorstellen, in Wirklichkeit kaum eine entscheidende Rolle spielen, sonst könnte doch nicht z. B. die Schweiz eine sehr hohe Sterblichkeit an dieser Krankheit haben; und auch die Wohnverhältnisse kann nicht so verhängnisvoll sein, wie wir geneigt sind zu glauben. „Als eine wichtige Ursache tritt hier der Einfluß der sozialen Lage in den drei Ländern Belgien, England und Wales in die Erscheinung; der verschiedenen Wohlstand, der sich in Wohnung, Ernährung, Volksbildung und damit auch in der hygienischen Kultur des einzelnen offenbart. Daher sind auch in Staaten wie Dänemark und Holland, die man nicht als Industriestaaten kennzeichnen kann, die Sterblichkeitsverhältnisse günstig, weil die Bevölkerung bei durchschnittlich großem Wohlstand auch eine hohe physische und geistige Kultur aufweist.“ Dr. Wolff erklärt, daß innerhalb eines Staates die landwirtschaftliche Bevölkerung oft eine geringere Sterblichkeit hat, als die gewerbliche, nämlich wenn sie unter annähernd gleichen Lebensbedingungen steht und an den Errungenschaften von moderner Gesundheitslehre und moderner ärztlicher Versorgung und Technik teilnimmt. Unser Laienverstand sagt uns, daß es nicht an der Arbeitsweise liegen kann, sondern nur an Begleitumständen, wenn Agrarstaaten mehr von Tuberkulose heimgesucht sind als Industriestaaten. Daß es gesünder ist, den Acker zu bestellen, als in der Fabrik zu arbeiten und in einer Mietkammer zu wohnen, bedarf keiner wissenschaftlichen Feststellung. Wir erinnern uns, daß man vor einem Menschenalter die düppelsten Futtersäbber mit Bezug auf eine mit der Industriearbeit unrettbar immer mehr um sich greifende Tuberkulose maße. Die Entwicklung ist gerade umgekehrt gegangen. Das Ausschlaggebende war eben nicht das Zusammendrängen der Menschen in Großstadt und Fabrikbetrieb; diese Schädlichkeiten wurden mehr als ausgeglichen, sie wurden in ihr Gegenteil verkehrt durch die kulturelle Hebung der Bevölkerung. Vor 40 Jahren starben in Belgien an Tuberkulose von zehntausend Einwohnern durchschnittlich 30 gegen 18 in den Jahren 1906-1910; für England sind die entsprechenden Zahlen 36 gegen 16, für Preußen 31 gegen 16; aber in dem Agrarstaat Oesterreich fanden sie nur wenig, nämlich von 33 auf 21, in Island sank die Zahl kaum,

wird in Fikland Krieg sie noch ein wenig. Für die Jahre nach dem Kriege ist vollständiges Material nicht bearbeitet, aber in den größten europäischen Industriestaaten ist die Sterblichkeit weiter gesunken, so in England und Belgien und neuerdings auch in Deutschland bis auf 10. Ähnlich wie bei der Säuglingssterblichkeit scheint die Bekämpfung am erfolgreichsten durch Aufklärung und allgemeine Kultur zu erfolgen, und ihr gefährlichster Feind ist Armut. Das drängt uns zu der Schlussfolgerung, daß die Hebung der Löhne und damit zusammenhängend bessere Ernährung ein Hauptmittel zur Abwehr der Tuberkulose ist. Denn nach diesen Ergebnissen muß angenommen werden, daß die Erblichkeit der Tuberkulose nicht so vielen Menschen das Leben kostet, sondern daß Vorbeugung gegen Ansteckung und die größere Widerstandsfähigkeit eines besser ernährten und gepflegten Körpers und größere Keimlichkeit ausschlaggebende Faktoren sind. Dr. Wolff stellt bei seinen Schlussfolgerungen heraus, daß den Gewerkschaften hier ein großes Verdienst zustehe, weil sie für die Hebung des Arbeiterstandes sorgen, den Arbeitsverdienst erhöhen und Aufklärung in allen kulturellen und hygienischen Fragen verbreiten. Er verpflichtet sich noch große Fortschritte bei Zurückdrängung der gefährlichsten Volkskrankheit auf dem Wege vorbeugender Gesundheitsfürsorge, gesundheitslicher Ueberwachung der gesamten Bevölkerung, einem Wege, auf dem wir in schnellem Vorwärtsschreiten begriffen sind. Wenn die Tuberkulose auch vielleicht nicht völlig erlöschen wird, — sie könnte es, wäre sie nur eine ansteckende Krankheit, — so ist sie doch auf ein Minimum (ähnlich der Lepra) einzuschränken.“ — Eine wundervolle Zukunftshoffnung!

Aus unserer Bewegung

Gewerband Brandenburg - Berlin. Am Donnerstag, den 6. Januar 1927, findet der nächste Diskussionsabend in der Rollendorfsstraße 15 statt.

Breslau. Unser 25. Stiftungsfest nahm am 12. Oktober 1926 einen sehr günstigen Verlauf. Zuerst Begrüßung der zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste durch einen Vorpruch, welchen Fräulein Hoffmann II zu Gehör brachte. Darauf folgte die Ansprache unserer lieben Vorsitzenden, Frau Justirat Pradel, Verlesung der Glückwünsche von „Mutter Behm“, Freunden, Verbänden und Behörden. Allerhand künstlerische Darbietungen aus den Kreisen unserer Mitglieder machten den Abend ebenso gemütlich wie unterhaltsam. Wir haben eine dreitägige Musterchau von Heimarbeit veranstaltet. Wir verkauften Arbeitsmarken und lieferten dafür jeder Besucherin ein Arbeitsprodukt. Durch Anfertigung dieser Gegenstände wurde der großen Arbeitslosigkeit unserer Mitglieder in den letzten Wochen wenigstens etwas gesteuert, denn wir Schlesier haben durch den Verlust unserer Absatzgebiete Oberschlesien und Posen besonders zu leiden. Wir hoffen jedoch zuversichtlich, daß sich die Wirtschaftslage jetzt bessern wird, und sich daraufhin auch neue Mitglieder finden werden.

Hamburg. Unsere Mitgliederversammlung im November verlief besonders anregend und nett. Interessante Einzelfälle von Entlohnungen wurden besprochen, besonders einer aus der Damen-Heideranfertigung. Die Vorsitzende konnte von einem Besuch bei einem Arbeitgeber berichten, der ihr klarzumachen versuchte, daß er hier keine höheren Arbeitslöhne zahlen könnte, solange in Berlin noch viel billiger gearbeitet würde. In der Tat wußten die Anmelenden nach der Beschreibung des Kleides nicht, wie bei dem niedrigen Verkaufspreis noch ein anständiger Lohn für die Arbeiterin herauskommen sollte. Daher die Bitte um Mäßigung an alle: „Denkt bei dem Einkauf von fertigen Waren auch an die Arbeiter und kauft keine zu billigen Waren!“ Und die Mahnung an alle Heimarbeiterinnen überall: „Schließt euch alle zusammen, damit keine zu solchen Hungerlöhnen zu arbeiten braucht, weder in Berlin, noch in Stettin, noch anderswo.“ Auch einige Arbeitszeitberechnungen für die Stapelwäpche wurden besprochen und riefen helles Entsetzen hervor, und wir haben einen Auschuß gewählt, der eine schon aufgestellte Arbeitszeitabelle prüfen soll, die die Grundlage für Verhandlungen mit dem Arbeitgeberverband bilden soll. Zum Schluß erzählte eine junge Studentin uns von ihrem Examen in der Nationalökonomie. Sie hatte ihre Examensarbeit über die Organisation der Arbeiterinnen geschrieben: Hier in unserer Geschäftsstelle hat sie allerlei Winke für ihre Arbeit bekommen und mancherlei über unsern Gewerbeverein und die Mitarbeiter der Mitglieder in ihm erfahren; sie hatte auch schon unsere Versammlungen besucht. Das alles kam ihr nun sehr zustatten, da sie gerade über unsern Gewerbeverein im Examen gefragt wurde. Und dann zeigte sie uns, wie diese wissenschaftliche Arbeit wieder jeder einzelnen Heimarbeiterin nützen kann. Der Professor, bei dem sie gearbeitet hat, ist Mitglied des Enquete-

ausschusses, der die Aufgabe hat, die Wirtschafts- und Arbeitsverhältnisse zu studieren und sein Material dann dem Reichstag zu übergeben. Dieser Professor hat sich nun sehr für unsern Gewerbeverein interessiert und wird ihr Material weiter bearbeiten und verwerthen, und dann kann er dadurch die Forderungen von unserm Fräulein Dr. Behm im Reichstag zum Besten der Heimarbeiterinnen unterstützen. Und da merkten wir, wie Kopf- und Handarbeiter, der wissenschaftlich arbeitende Professor und die wäschenärende Heimarbeiterin doch zusammengehören und einander helfen können, und wir haben auch, wie gut es ist, wenn auch Frauen studieren, die Kopf und Herz haben für ihre handarbeitenden Schwestern. Unsere Studentin zeigte uns aber auch, wie alle Geseze nichts nützen, ohne daß ein starker Gewerbeverein der Heimarbeiterinnen ihnen Geltung verschafft, und ermahnte alle zu eifriger, opferbereiter Mitarbeit. Wir waren ihr sehr dankbar für ihre Ausführungen und hoffen, daß sie noch oft zu uns kommt.

Neußölln konnte am 8. Oktober mit seinen Mitgliedern ein Doppeljubiläum festlich begehen. Die zweite Vorsitzende, Frau Dunkel, sowie das Mitglied, Frau Korzhals, gehörten 25 Jahre dem Gewerbeverein an. Nachdem das Gemeinschaftliche erlebigt war, wurden die beiden Jubilarinnen mit dem Gesang „Gott große dich“ begrüßt. Darauf folgte eine Ansprache unserer ersten Vorsitzenden, Fräulein Sahlberg, die im Namen des Hauptvorstandes sowie aller Anwesenden den beiden für ihre Treue und Aufopferung dankte. Es wechselten nun gemeinsamer Gesang und Rezitationen. Die Gruppe hatte es sich nicht nehmen lassen, den beiden Jubilarinnen Ehrenzeichen und Blumen spenden zu überreichen. Verschiedene Gäste hatten der Feier beigewohnt, unter anderen Frau Richter aus der Gruppe Wilmersdorf. Auch der Gatte unserer Frau Dunkel nahm an der schönen, seltenen Feier teil. Als alter Gewerkschaftler freute er sich, daß seine Frau 25 Jahre einer Organisation angehört und bedauerte nur, daß nicht jede Heimarbeiterin danach strebe, sich zu organisieren. Die kurze Zeit, die uns noch übrig blieb, verbrachten wir beim Kaffee und Plaudern. Ein Erinnerungstag wird er für jeden bleiben, der ihn miterlebte.

Aus unserer Werbewoche.

Zwei Berichte aus unserer Werbewoche wollen wir in dieser Nummer bringen. Alle Werberinnen werden sich darüber einig sein, daß es keine leichte Aufgabe ist, Heimarbeiterinnen für eine Organisation zu gewinnen, jetzt, nach der langen, zum Teil noch nicht überwundenen Arbeitslosigkeit, doppelt schwer. Verschieden ist die Eignung der Werberinnen für ihre Aufgabe, verschieden auch ihr Glück gewesen. An beiden Berichten sollen sich die Mitglieder freuen: an der Tatkraft und dem gewerkschaftlichen Verständnis der ersten Schreiberin, an der unerschütterten Treue, dem ungebrochenen Mut der zweiten, die sich die Freude an der erfüllten Pflicht, die Hoffnung auf künftige Siege durch den anscheinenden Mißerfolg nicht nehmen läßt. Mit vielen solcher Mitglieder wird sich der Gewerbeverein auch in schwersten Zeiten kräftig aufwärts und vorwärts entwickeln.

Was ich beim Werben erlebte! Ich will von Werbebesuchen erzählen; wer aber glaubt, daß er hier einen Bericht über große Erlebnisse bekommt, der erwartet zu viel. Dieser würde ich meinen Bericht „Erfahrungen“ nennen, wenn ich mir die Ueberschrift selbst auszuwählen hätte. Weiter stammt, was ich erzählen will, nicht ausschließlich aus unserer Werbewoche und auch nicht alles von mir. Einiges hat mir meine Nachbarin am Gruppenabend erzählt; aber selbst aufschreiben wollte sie es nicht, ich habe ihr vergesslich zugeredet. Das schreibe ich alles hin, damit meine Kolleginnen nicht glauben, an dem einen Tage, an dem ich mich fürs Werben freigestellt hatte, wäre mir so viel Interessantes begegnet. Wenn das der Fall wäre, dann könnte ich mich als Werberin anstellen lassen. Hauptsache: es ist erlebt und nicht ausgedacht; ausdenken kann ich überhaupt nichts, ich habe nie gelernt, wie man das macht. Eine meiner ersten Erinnerungen vom Werben, ist ein Besuch bei einer Schirmnäherin, zur Zeit der ersten Lohnbewegung in meiner Gruppe. Ich fand Mutter und Tochter bei gemeinsamer Arbeit in rasendem Fleiß zwischen zwei Dingen aufgespannter Regenschirme, die gerade in der engen Wohnung gedämpft worden waren. Der Arbeitgeber hatte ihnen eine Prämie versprochen. Weil unser Verband mit Streik drohte, wollte er in aller Eile möglichst viel fertiggestellt haben. Die beiden Näherinnen hatten ja beim Diefern vor ein paar Tagen etwas von Lohnforderungen und vom Ausstand reden hören; aber sie hatten solche Eile, und seitdem waren sie stets ganz früh morgens liefern gegangen, um ja nichts von ihrer kostlichen Arbeitszeit zu verlieren. Im Grunde

war sie gar nicht köstlich; denn die beiden verdienten am zwölfstündigen Arbeitstage zusammen 3,20 M.; aber wer so geringen Verdienst hat, der kann seine Zeit nicht damit verlieren, daß er sich über Lohnbewegung und Ziele der Berufsorganisation Beschaffenheit sagen läßt, auch dann nicht, wenn sie sich ihm gerade anbietet, um ihm zu besseren Arbeitsbedingungen zu verhelfen. Als ich nun neben der Maschine saß, horchte die jüngere der beiden doch auf, sie nahm Handarbeit vor, und nach einer halben Stunde hatte ich sie soweit, daß sie am Abend zur Branchen-Versammlung kam und Mitglied wurde. Die Lohnbewegung wurde damals erfolgreich beendet, es ist jetzt schon 20 Jahre her; die Schirmnäherin ist heute noch unser Mitglied, und sie wird den Tag niemals vergessen, an dem sie von zwölfstündiger Arbeit erlöst wurde; sie verdient selbtem in acht Stunden mehr, als vorher in zwölf.

Was ich nun weiter erzähle, ist alles ganz neu; sonst denken unsere Mitglieder, daß ich ihnen eine Sammlung aus 20 Jahren Gewerkschaftsarbeit vorsehen will. Am Tage Allerseelen, also am 2. November, machte ich mich auf den Weg; die Kassensührerin hatte mir ein paar Werbeadressen gegeben. Diesmal war es meine Branche: Schürzen. Da wußte ich schon, daß es schwerhalten werde; denn Schürzennäherinnen sind zähe Leute; das weiß, wer's versucht hat. Zuerst kam ich zu einem ziemlich jungen Mädchen, die zu Hause arbeitete, weil sie eine kranke Mutter versorgte. (Die Besuche, bei denen nicht aufgemacht wurde, zähle ich nicht mit.) Frä. Scholz näht direkt fürs Geschäft und scheint ungefähr richtig nach den Mindestlöhnen, die der Fachauschuß festsetzte, bezahlt zu werden. Ich sprach vom Verband und von den Bedingungen der Mitgliedschaft. Sie hätte kein Geld. Ihr Wochenverdienst schien mir erträglich hoch. „Ja, aber die vielen Abzüge! Das jetzt auch noch diese Neuerung ist, daß die Näherinnen die Krankentagebeiträge allein zahlen müssen!“ Es stellte sich heraus, daß der Arbeitgeber seinen Anteil auf die unwissende Näherin abgetrieben hatte. Er verlangte von ihr den Gesamtbetrag. „Hier kann man gleich helfen,“ sagte ich mir und freute mich des günstigen Zusammentreffens. „Ich nehme sie in unseren Verband auf, und will gleich veranlassen, daß wir morgen bei der Firma für sie vorstellig werden!“ Glaubt ihr, sie hätte sich gefreut? Meine Vorstellungen waren umsonst. Anstatt des Gewerkschaftsbeitrags, der ihr so viele Vorteile sichert, zahlt Frä. Scholz lieber noch wie vor den Arbeitgeberbeitrag an die Ortskrankenkasse! Ich ging weiter. Im Nebenhaus wohnte eine Krawattennäherin; die horchte auf, als ich vom Gewerbeverein der Heimarbeiterrinnen sprach. Sie wisse, ihre Kolleginnen seien fast sämtlich dort organisiert, und sie habe schon lange versprochen, beizutreten. Das passe gut, sie habe eben ihren Wochenlohn bekommen, und sie wisse schon von unserem Stiftungsfest; nun freute sie sich darauf, sich dort den Kolleginnen als Mitglied vorzustellen. „Die Beiträge werden mir nicht leicht, aber es ist Ehrensache,“ sagte sie. „Über mir wohnt eine Mäntelnäherin; gehen Sie dort doch auch mal hin.“ Frau Mühlam, die Mäntelnäherin, war sehr schwer zugänglich. „Ich hatte geglaubt, nun sei es endlich wieder besser in unserer Branche, durch die Lohnfestsetzungen des Fachauschusses,“ antwortete sie mir. „Aber unser Meister zahlt ja nicht den Lohn, wie er dort festgesetzt ist, und er sagt, er bekäme ihn selbst nicht von der Firma. Daß er nicht zahlen kann, das muß man ja einsehen, die Frau hat selbst nur das Nötigste und arbeitet doch mit von früh bis spät.“ Nun erklärte ich ihr, daß das Gesetz für die Fachauschüsse noch sehr neu ist, und daß es deshalb noch Fehler hat, und daß unsere Organisation hofft, es würden in naher Zeit Änderungen getroffen werden, damit auch der Zwischenmeister einen festen Lohn zu fordern hätte. Und schließlich, je mehr Näherinnen aus der Damentonkonnexion organisiert wären, um so mehr Beachtung würden die Behörden unseren Wünschen schenken. Schließlich, nach vielem Reden, war sie halb gewonnen; sie wollte ihren Meister fragen, was der von der Organisation der Heimarbeiterrinnen halte. Nun, hoffentlich ist der selbst organisiert! Und selbst dann ist es leider zweifelhaft, wie er zur Organisation seiner Näherinnen steht. Obwohl jeder angesehene Arbeitgeber froh sein sollte, wenn seine Arbeitskräfte organisiert sind. Aber, sind sie alle angesehener? Nun übergehe ich alle, die ich besuchte, weil ich nicht wußte, daß sie nicht mehr Heimarbeiterrinnen sind. In heutiger Zeit ist viel Berufswechsel. Die Heimarbeiterrinnen, die nicht mehr nähen, weil ihre Kinder groß sind, oder weil sie eine Anwartsstelle haben oder Zeitung austragen oder sonst was, die wären alle Mitglieder geworden, wenn sie noch zum Beruf gehörten; wenigstens sagten sie so, und sie mögen es wohl auch glauben.

Meine Bitte war noch ziemlich lang. Neben macht mehr Hunger als Nagen. Ich hatte Frühstück eingepackt, und da

die Herbstsonne schien, setzte ich mich auf eine Bank im nahen Park. Dort standen die Bäume noch im Herbstlaub, die Blätter leuchteten gelb, und die Kastanien rotbraun. Aber am liebsten von allem waren die Buchen, wie überhäutet mit Palatengold, und der Boden bedeckt mit krausem, leuchtendem Laub. Es war so still und feierlich, dieser Frieden der in Schlaf sinkenden Natur, und da es doch die Jahreszeit ist, in der man ans Sterben denkt, so mußte ich immer darüber nachsinnen, ob wir wohl auch einmal so willig Abschied nehmen werden. Das gehört fraglos nicht zum Werben; aber zu meinem Erleben beim Werben gehört es unbedingt. Denn bei mir gehören Bäume und Blumen zum Leben, und ich werde mich immer daran erinnern, wenn ich an den Werbetag von Allerseelen denke. Und ich muß noch sagen, daß in unserer Stadt die meisten Menschen evangelisch sind und am 2. November nicht Feiertag haben; denn am Feiertag würde ich nicht werben. Ich war gestärkt und innerlich wunderbar ausgeruht, als ich meinen Weg fortsetzte. Ich kam zu einem früheren Mitglied, das nur aus Dummheit ausgetreten war, und die so überzeugt von dem Nutzen war, den sie in Jahren früherer Zugehörigkeit gehabt hatte, daß es leichte Arbeit war, sie wieder aufzunehmen. Dann kam ich zu Frau Dange. Die wollte erst ihren Mann fragen; aber dort ist gute Aussicht, denn der Mann ist selbst im Verband. Warum sie ihn fragen muß, das weiß ich nicht. Denn die Beiträge bezahlt sie doch von ihrem Arbeitsverdienst; aber das habe ich schon bemerkt: Die Unorganisierten müssen noch viel mehr fragen, was die Männer meinen, als wir Verbandsmitglieder; wir sind doch wohl etwas selbständiger!

Mit zwei Blusenäherinnen redete ich lange; sie hatten Lust beizutreten, als verständige Frauen wollten sie aber Aufklärung über Ziele und Leistungen der Organisation. Dafür bin ich ja nun sehr, daß sich jede erst richtig orientiert, ehe sie sich entschließt. Jede soll dorthin gehen, wo sie hinpaßt; sonst hat sie keine Freude an dem, was geboten wird. Freude und Berufsförderung soll aber jede an ihrem Verbands finden. Ich hatte es leicht, Bescheid zu geben. Ich zog die Oktobernummer von unserem Blatt aus der Tasche, da steht ja alles. Und dann ließ Frau Dange sich aufnehmen, ohne ihren Mann abzuwarten.

Ich sehe, daß der Raum doch nicht reicht, um noch von dem zu erzählen, was mir meine Nachbarin erzählt hat; die muß also selbst schreiben. Nur von einem meiner Besuche will ich noch berichten: Der Zufall hat mich zu der Näherin geführt, die Mitglied vom Verband der Unorganisierten werden wollte. Sie wird es mir aber nicht übel nehmen, daß ich davon erzähle, jetzt, wo sie unser liebes Mitglied ist. Sie kam einst in unser Gewerkschaftsbüro und wollte Hilfe, weil sie in der Knabenkonfektion nicht nach Tarif bezahlt worden war. Sie wurde aufgefordert, Mitglied zu werden, damit man ihre Sache für sie regeln könne. Sie behauptete aber, Mitglied wolle sie nicht werden, sie wolle zu der Stelle, an der man denen hilft, die keiner Organisation angehören. Es wurde ihr geraten, zum Gewerbegericht zu gehen. Dort war sie schon gewesen, sie wolle die richtige Vertretung für die Unorganisierten wissen. In unserem Büro konnte man ihr die Adresse nicht geben; und es scheint, daß sie allein den Weg dorthin auch nicht gefunden hat, denn als ich sie nun wieder fand, war sie noch immer in keinem Verbands. Aber schlauer war sie geworden; sie sah ein, daß es doch besser ist, nicht auf die Gründung des Unorganisiertenverbandes zu warten, und Wortführerin wollte sie dort auch nicht werden. Etwas anderes würde ihr in einem Verein aber kaum übrig bleiben, in dem die Menschen nur zusammenlaufen, ohne sich in das Ganze einzumischen, also ohne sich zu organisieren.

Meine Nachbarin schreibt nachstens weiter. Und ich berichte nächstes Jahr, wie die Mitglieder, die ich neu zutrachte, sich in gemeinsamer Arbeit bewähren. Ich denke, daß einige von ihnen in kurzem tüchtige Vertrauensfrauen sein werden.

Was ich beim Werben erlebte. Da war ich treppauf, treppab gelaufen! Langsam schritt ich meinem Heim zu, nun noch die letzten vier Treppen. Meine Tochter begrüßte mich heimlich: „Mutter, du bleibst so lange, bist du müde?“ „Ja, Kind, laß mich eine halbe Stunde schlafen, bis Vater kommt, dann erzähle ich euch, was ich erlebt habe.“ „Gut, Mutter, ich werde dich schon.“ Nach kurzer, ungestörter Ruhe und Einleitend in mich selbst war ich wieder frisch und froh trotz allem. „Na, Mutter, du siehst ja aus, als hättest du das große Gewonnen, hast wohl die ganze Oberthekasse aufgenommen?“ sagte mein Mann. „Ganz so gut ging es mir ja nun gerade nicht,“ erwiderte ich, „die ersten drei warfen mir die Tür vor der Nase zu, sie wußten schon allein, was sie zu tun hätten, dazu brauchten sie mich nicht. Bei einigen waren die Männer zu dagegen, daß sich die Frauen nichts zu sagen trauten.“

